



**Stadt Goslar**

**Behr, Anton von**

**Hannover, 1901**

Einleitung

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-95605](#)

## Einleitung.

Die Geschichte der Stadt Goslar, mit deren Schicksalen in der Höhe und in der Tiefe, in Sonnenglanz und Nachtdunkel, die Geschichte der Kunstdenkmäler daselbst engst verknüpft ist, hat das eigenthümliche Loos gehabt, bis in die neuere Zeit an manchen Stellen unverstanden geblieben zu sein, indem die heimischen Forscher sich nicht entschliessen konnten, die schöne Umrahmung, womit die dichtende Vorzeit das Bild umschlossen hatte, zu zerstören. Die alten, trautgewordenen Märchen, von grauer Zeit her von Mund zu Mund weiter getragen und weiter gesponnen, hielten die Geister so im Zauberbann, dass auch dann Zweifel kaum entstanden, wenn die urkundliche Ueberlieferung beredten Einspruch erhob. Diese Sagenbildung, die sich bis in das XIII. Jahrhundert hinein verfolgen lässt, scheint ihre Grundlage besonders in zwei Chroniken zu haben, deren erstere, lateinisch, die Geschichte des Domstiftes S. S. Simonis und Judae enthielt; sie ist nur noch in geringen Auszügen einer späteren Zeit, lateinisch und deutsch, als Handschrift in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrt; die andere Quelle ist die sog. Goslarische „Chronica“, deren Ursprung ebenfalls bis in das Mittelalter zurückreicht. (Vergl. Ztschr. für Harzgeschichte 1895, II.) Aus diesen Quellen schöpft dann die berühmte Geismarische Chronik von 1534, nach deren Verbleib vergebens gesucht wird; ein Exemplar davon besass nach dem Ausweise der Registratur noch 1820 die Superintendentur in Goslar. Die Geismarische Chronik und das etwas spätere, auch nur noch in Auszügen überlieferte „Diarium“ oder Tagebuch des Canonikus Dronewulf bleiben bis in die neuere Zeit die Vorlagen aller Zeitbücherei; aus ihnen wird meist urtheilslos abgeschrieben. Daneben kommt die bei dieser Arbeit häufig herangezogene Chronik von Peter Siemens (1626) in Betracht, die sich selbst einen „Auszug aus einer uralten sächsischen Chronika A. D. MCCCCXXXIII“ nennt, und endlich die sehr ausführliche und werthvolle Chronik von W. Brandes (1662). Beide sind im Besitz des Goslarischen Archivs.

Den ersten Anlauf zu einer urkundlichen Bearbeitung der Goslarischen Geschichte nimmt nach dem unbedeutenden Anfange Caspar Cörbers (1679) der Pastor Heineccius in Goslar in dem vortrefflichen, lateinisch geschriebenen Werke der Antiquitates Goslariae (1706). Ehrlich bestrebt, die Wirklichkeit zu finden, irrt er öfter vom Wege ab, weil er der Tradition folgt und deren

urkundliche Begründung sich zur Aufgabe macht, während sein Zeitgenosse Erdwin von der Hardt, der Goslarische Archivar und unermüdliche Sammler, missgestimmt, dass das städtische Archiv seine Ansichten und Absichten nicht unterstützte, sich nicht scheut, im Nothfalle Thatsachen zu verdrehen und Urkunden zu fälschen. Es ist bekannt, wie viele Verwirrung diese Treulosigkeit in die Goslarische Geschichtskunde gebracht hat. Von den Einzelschriften ist die Arbeit des Euricius Cordus „De origine et laudibus Goslariae“ (1605) ebenso wenig von Bedeutung als das anonyme „Encomium Goslariae“ und des Jo. Heinrich Michaelis „Historische Nachricht von der Erbauung der Stadt Goslar“ (1758). Eine tüchtige Leistung auf urkundlicher Grundlage ist Kotzebue's *Cronicon Coenobii Francomontani* 1698, mit dem die Partei- und Streitschriften von J. D. Lichtenstein über das Münsterstift (1754), von Morgenstern über das Kloster Neuwerk (1755) und von Moeschel über das Petersstift (1757) sich nicht vergleichen lassen. Die Kirchengeschichte Goslars, vom Pastor H. W. Trumpf verfasst (1704), ist im Wesentlichen Heineccius' gleichnamiger Arbeit entlehnt. Als Fundgrube verdienen L. Honemann's „Alterthümer des Harzes“ (1754) Erwähnung. Das neue Jahrhundert brachte gleich Anfangs vom Pastor G. F. Mund einen „Versuch einer topographisch-statistischen Beschreibung Goslars 1800“, ein Werk, das ein unverdientes Ansehen hat. Denn bei aller Anerkennung des Fleisses, womit die vielen Notizen gesammelt sind, entbehrt das Buch, das fast gänzlich ohne Benutzung der Urkunden seinen Stoff von überallher nimmt, des wissenschaftlichen Werthes. Auch der als Schöngest hochgeachtete Pastor von Immenrode, E. Crusius, der 1842 eine neue Geschichte Goslars herausgab, war bei allem guten Willen nicht der Mann, das Thatsächliche mit klarem Blicke auszusondern; auch er begnügte sich, ohne Benutzung der Quellen Alles, was sich ihm darbot, von Neuem zusammenzustellen. Methodisch reicht er bei Weitem nicht an Heineccius heran. So wurde, besonders weil auch in einer grossen Anzahl von Einzelschriften, zerstreut in Annalen und Zeitschriften, daneben in den Urkundenbüchern der umliegenden Städte und Klöster, sich zeigte, wie lückenhaft die Kunde von Goslars Geschichte war, das Verlangen nach einer kritischen Neubearbeitung derselben auf Grund aller vorhandenen Quellen immer lauter, bis sich endlich 1875 Georg Bode, derzeit Braunschweigischer Amtsrichter, jetzt Landgerichtsdirector, entschloss, durch Sammlung und Herausgabe des gesammten noch vorhandenen Urkundenbestandes der Lösung der Aufgabe näherzutreten. Das Ergebniss dieser ebenso fleissigen als scharfsinnigen Arbeit liegt bereits in den beiden ersten Bänden des Goslarischen Urkundenbuches vor, die die Zeit von den Anfängen bis 1300 umfassen. Höchst dankenswerth ist es, dass der Verfasser jedem Bande eine erschöpfende Darstellung der Goslarischen Geschichte vorausschickt, in der er sich als Meister in Methode und Kritik erweist. Andere mögen bedauern, dass damit ein schönes Stück Poesie zerstört ist; die Wissenschaft, die die Wahrheit sucht, muss es Dank wissen, dass rücksichtslos mit der unhaltbaren Tradition aufgeräumt ist. Mit bewährter Liebenswürdigkeit hat der Verfasser auch die drei nächsten, als Manuscript bereits fertigen Bände (1300 bis 1400) zur Benutzung bei dieser Arbeit überlassen,

wofür auch an dieser Stelle bestens gedankt sein möge. Ist nun auch mit diesen Urkunden der feste Boden zum Aufbau einer Geschichte der Kunstdenkmäler in Goslar gewonnen, so ist doch daneben die Ueberlieferung der Chroniken nicht ganz zu entbehren, weil darin sich oft werthvolle Nachweise darbieten, die, wenn auch durch Urkunden nicht bestätigt, doch durch den Augenschein als richtig oder unverdächtig erwiesen werden. Ferner ist die Litteratur über Goslar, soweit sie in den Bibliotheken zu Göttingen, Wolfenbüttel und Wernigerode vorhanden war, benutzt; die grundlegenden wichtigsten Schriften werden unten an ihrer Stelle aufgeführt werden, woneben unterlassen wird, das Werk mit einem grossen Ballast an litterarischen Hinweisen und Anmerkungen zu versehen, welcher den Werth desselben zu erhöhen durchaus nicht geeignet wäre. Von grossem Werth war es, dass das Archiv in Goslar weit genug geordnet war, um zum vorliegenden Zwecke ausgenutzt zu werden; ausserdem wurde mit freundlicher Hülfeleitung der Beamten sorgfältigste Nachforschung gehalten im königlichen Staatsarchiv in Hannover, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel und in der Beverinschen Bibliothek, woraus sich manches Werthvolle ergab. Für die neuere Zeit seit 1700 waren besonders die Akten der Goslarischen Raths- und Pfarrei-Registratur wichtig. Zuletzt verdient erwähnt zu werden, dass interessante Aufsätze über Goslarische Kunstdenkmäler auch das Wochenblatt der Stadt enthält, das, von 1801 an, nur noch in einem Exemplare vollständig im Rathsarchiv erhalten ist; bemerkenswerthe Mittheilungen befinden sich auch in einzelnen Jahrgängen der bekannten geschichtlichen und technischen Zeitschriften. So dürfte das vorhandene Material im Wesentlichen herbeigeholt und ausgeschöpft worden sein. Bleiben demungeachtet noch Lücken, zum Theile sogar, in der ältesten Ueberlieferung, grosse Lücken, so muss man sich mit der Thatsache abfinden, dass nicht mehr überliefert ist. Durch Vermuthung Mangelndes zu ersetzen, ist überall vermieden, wo nicht ein befriedigendes Ergebniss zu erreichen war, Streitfragen sind offen gelassen. An dem für dieses Werk aufgestellten Arbeitsplane ist im Allgemeinen möglichst festgehalten, aber in doppelter Richtung hat doch davon abgewichen werden müssen. Es war nicht möglich, die Kirchen der Stadt voranzustellen; die geschichtliche Entwicklung Goslars und der innere Zusammenhang der Kirchen mit den geistlichen Ordensstiftungen und dem kaiserlichen Münster gebot, mit dem Kaiserhause und dem anliegenden Dombezirke zu beginnen und daran die Klöster und Kapellen anzuröhnen. So folgen erst an zweiter Stelle die Stadtkirchen mit ihrem Zubehör, an dritter die Stadt mit ihren Befestigungswerken, mit ihrem Rathaus, Markt und Gildehäusern, sodass die Strassen mit den Privathäusern den Beschluss bilden. In dieser Anordnung heben sich auch die drei Epochen der Kunstgeschichte in sich selbst hervor. Zum andern ist öfter der geschichtliche Rahmen weitergespannt. Die Kunstdenkmäler Goslars, Zeugen einer grossen, herrlichen Vergangenheit, fassen als Beweise der Kraft und Eigenart Deutschen Geisteslebens denn doch ein zu werthvolles Stück Kunstgeschichte in sich, als dass sie mit dürftigen geschichtlichen Notizen begleitet werden dürften. Möchte es Jemandem genügen, z. B. von dem so wichtigen Baudenkmale des 1819 zerstörten Domes nichts weiter zu erfahren, als was der

klägliche Rest der Vorhalle an die Hand giebt, wo die vorhandenen Bilder gestatten, das alte Kunstwerk zu beschreiben, und die Urkunden und Akten dazu die geschichtliche Erläuterung geben? Oder ist es dem Zwecke fern gelegen, in den Geist der Zeit einzudringen, der 1527 mit der Reformation zugleich die verderblichste Katastrophe über die schönsten Baudenkmäler der Stadt herbeiführte? Was Mithoff in seinen Werken angestrebt hat, auf Grund der geschichtlichen Angaben, so dürftig sie ihm auch noch zu Gebote standen, jedes Kunstdenkmal aus seiner äusseren Geschichte zu erfassen und zu erklären, das darf und muss auch diesem Werke so als Aufgabe und Ziel dienen, dass es dem veränderten Stande der Goslarischen Geschichtskunde gerecht wird. Wenn demnach im Nachfolgenden die geschichtliche Darstellung zuweilen auch den Blick auf das Denkmal selbst zu verlieren scheint, so möge bedacht werden, dass die äusseren Zeitumstände gar oft die Baugeschichte erklären müssen; denn Zeit und Geld regieren die Kunst, den Meissel und Pinsel.

Die Stadt Goslar, zugleich Sitz des Landrathsamtes für den Kreis Goslar, liegt im Regierungsbezirke Hildesheim. Von dem Abhange des Rammelsberges her über das nach drei Seiten von Bergen eingeschlossene Thal ausgebreitet, reicht sie nur ostwärts in die Ebene. Das Gebiet der Stadt, durch den Riechenberger Vertrag von 1552 auf die Ringmauern beschränkt, war bis vor wenigen Jahren ganz vom Braunschweigischen, bez. Hildesheimischen Gebiete eingeschlossen, wie auch die etwa 13000 Morgen grosse Goslarische Forst bis dahin unter Braunschweigischer Hoheit stand. Durch Staatsvertrag hat neuerdings Preussen dieses Gebiet eingetauscht und dadurch alle Unzuträglichkeiten beseitigt, die aus einer, selbst bis in die innerste Stadt ausgedehnten fremden Landeshoheit entsprangen. Betroffen ist davon nicht das sog. Braunschweig-Hannoversche Communiongebiet des Rammelsberges, das der Bergauptmannschaft Clausthal unterstellt ist. Den Namen hat die Stadt Goslar von der unfern des Auerhahns entstehenden Gose (= Giessbach), die früher in drei, jetzt noch in einem Arme die Stadt durchfliest und in ihrem Laufe eine grössere Anzahl Mühlen treibt. Die Endung lar deutet auf fränkischen Ursprung der Stadt, wozu bemerkt sein mag, dass die Gose ehemals die Diözesangrenze zwischen Mainz (Franken) und Hildesheim (Sachsen) war. Ausser der Gose ist noch eine „Abezucht“ da. Dieses Wässerchen, dessen Name aus Aquaeductus oder Agetucht entstellt ist, fliest aus dem Herzberger Thale zu; ursprünglich in die Gose einmündend, ist es vor alters schon in ein künstliches breites Bett in der tiefsten Mulde des Thales abgeleitet, daher der Name. Vereinigt mit der Gose, tritt es aus der Stadt und fällt durch die „Okersümpfe“, am Petersberge und Sudmerberge vorbei, in die Oker. Die Zahl der Einwohner Goslars, von etwa 20000, die um das Jahr 1500 da waren, allmählich auf unter 5000 herabgesunken (1803), beläuft sich gegenwärtig wieder auf 15000, wovon etwa 1400 katholisch sind; die jüdische Bevölkerung ist, obwohl im Steigen begriffen, noch sehr gering. Der alte längst verschwundene Bestandtheil der Franken, der einst neben der niedersächsischen Bevölkerung nicht unbedeutend gewesen sein mag, macht sich weder in der Sprache noch in den Sitten der Einwohner noch irgend bemerkbar. Bis vor Kurzem überwog

neben der Viehzucht der Betrieb der Landwirtschaft, die aber wegen des meist sterilen Bodens wenig Ertrag lieferte. Von den Verkehrsstrassen ist nur eine alt, die aus dem Breitenthore nach Oker führende sog. Eiserne Strasse, mit der Abzweigung der alten und neuen Braunschweigischen Heerstrasse; die anderen sind neuerdings gebaut, die Kunststrasse nach Hildesheim 1828, nach Seesen 1832, nach Clausthal 1843, nach Schladen 1854. Erst am 22. März 1866 wurde Goslar als Sackbahnhof der Strecke Vienenburg-Goslar an das Eisenbahnnetz angeschlossen. Der Fremdenverkehr, dem sich die ebenso an Alterthümern als an Naturreizen reiche Stadt immer mehr erschloss, veranlasste den Bau der beiden Eisenbahnstrecken nach Langelsheim und nach Grauhof, wodurch Goslar Gabelpunkt der verkehrsreichen Linien Halle-Hildesheim-Hannover und Halle-Kreiensen-Frankfurt wurde. Am 30. April 1883 fuhr die letzte Post aus Goslars Thoren. Die so vermehrten und verbesserten Verbindungswege eröffneten der neu belebten Industrie neue Absatzgebiete und ermöglichen den Fabriken erfolgreicher Wettkampf; insbesondere ist der Ort zu einem Verbindungsplatz für den Handel der wohlhabenden Umgegend und eines Theiles des Oberharzes geworden. Ausser dem fiskalischen Bergwerke steht besonders die Fabrikation von Chemikalien, Mineralwasser, Branntwein, Karten, Farben und Cigarren in Blüthe. Die geschichtlich bekannte „Gose“ wird seit dem Anfange dieses Jahrhunderts nicht mehr gebraut. Neben der Industrie ist eine kräftige Nährquelle der Bürgerschaft der immer lebhaftere Fremdenverkehr (30000 Gäste), daneben die Garnison mit dem Stabe des Hannoverschen Infanterie-Regiments No. 165 und die höheren Schulen, Gymnasium und Realgymnasium mit 540 Schülern. Kirchlich ist die Stadt in drei Sprengel zertheilt, in die Gemeinden der Markt-, der Stephanien- und der Frankenberger Kirche; die Jacobi-Kirche wurde 1803 den Katholiken übergeben, und gleichzeitig die kleine Thomas-Pfarrkirche geschlossen.

Die Geschichte der Stadt Goslar zerfällt in drei Abschnitte, die auch in den Kunstdenkmalen scharf von einander gesondert hervortreten, in eine romanische, gotische und Renaissancezeit. Der erste Abschnitt umfasst etwa die sog. Kaiserzeit. Seitdem im X. Jahrhundert das Erzgestein im Rammelsberge entdeckt war, bevölkerte sich das anliegende Gosethal mit Anbauern von nahe und ferne, mit Sachsen und Franken, denen die Arbeit im Berge und in der Forst reichlichen Lohn brachte. Als fiskalische Arbeiter, die Herrengut bewohnten, waren sie unfreie Leute. Rasch entwickelte sich der Ort (*vicus*), urkundlich zuerst 979 erwähnt, zu einem durch den Handel mit Bergprodukten bedeutenderen Marktplatz, der sich besonderer Handelsvorrechte erfreute, weil dem Fiskus an der möglichsten Erleichterung des Verkehrs liegen musste. Unter dem Kaiser Heinrich II. (1002—1024) scheint die Verlegung der Kurialverwaltung von der unfernern Pfalz Werle nach Goslar stattgefunden zu haben, womit auch die Kaiserzeit begann. Die Urkunden lassen keinen Zweifel zu, dass seit Heinrich II. die neue Pfalz längere Zeit von den Kaisern bevorzugt und unter den Saliern vorübergehend als Heimath geliebt wurde. Bot doch auch diese weit ausgedehnte Königsforst in den umliegenden Harzbergen die schönsten und reichsten Jagdgründe dar! Und als unter dem Drucke des kaiserlichen Einlagers

der alte Groll der Sachsen gegen die Franken wiedererwachte und zu den Waffen griff, zeigte sich Goslar als kaiserliches Bollwerk, um das der Kampf tobte, in seiner Lage hart an der Grenze wichtig!

Der Plan des gewaltigen Saliers Heinrich III. (1039—1056), dem in der Pfalz der ersehnte Thronerbe geboren wurde, soll gewesen sein, das rings von Kaiserburgen umschlossene Goslar zur bleibenden Residenz zu machen, eine Absicht, die nur der zu frühe Tod des Fürsten vereitelt habe. Entsprechend der Vorliebe für die neue Pfalzstätte liessen die Kaiser es an deren Ausschmückung nicht mangeln. Nicht allein bauten sie unter dem Beirathe der berufensten Meister, eines Godehard und Benno, sich ein Heim in dem zum Theile noch erhaltenen Kaiserhause mit den beiden Kapellen St. Ulrici und St. Mariae (1019—1045), sondern errichteten auch vor der Pfalz ein Münster (1047), das als kaiserliches freies Domstift, ebenso durch seine Vorrechte als durch seine reiche Ausstattung und den Glanz der Kunst weit hervorragen sollte. Dieser Palatialbezirk mit dem hochliegenden prächtigen und rings von Ritterhäusern umkränzten Palaste und den in weitem Kreise von Kurien und Kapellen umschlossenen herrlichen Dome bot der staunenden Mitwelt ein so wundervolles Schauspiel dar, dass es als das „clarissimum regni domicilium“ gepriesen wurde. Von all dieser Herrlichkeit zeugt nur noch der jüngst wiederhergestellte Kaiserpalast und eine Vorhalle des 1819 niedergelegten Domes, die heutige Domkapelle. Einige Baureste knüpfen noch an das neben der Königsbrücke gelegene Hospital des Deutschordens mit der Königskapelle St. Spiritus an. Sonst lebt die Vorzeit dort nur noch in Namen von Strassen und Plätzen fort. Das im Pfalzbezirke belegene, 1254 gegründete bürgerliche „Gasthaus“ St. Johannis, nachher Grosses Heiliges Kreuz genannt, fällt nicht eigentlich mehr in die Kaiserzeit Goslars. Von all den anderen Stiftungen, St. Martini, St. Ludovici, St. Andreae, St. Mariae Magdalene, auch von der Pfarrkirche St. Thomae, die alle zum Dombezirk gehörten, ist nichts mehr übrig geblieben.

Aber auch ausserhalb des Palatialbezirkes betätigten sich der fromme Eifer der Zeit in der Stiftung von Klöstern und Kapellen in so reichem Masse, dass Goslar um der vielen Thürme willen Klein-Rom genannt wurde. Um 1250 waren mehr als 40 Kapellen da. Vor den Thoren erhoben sich, herrlich auf weitschauenden Hügeln gelegen, zwei kaiserliche Kollegiatstifter: auf dem Petersberge das Chorherrnmünster St. Petri, gleichzeitig mit dem Dome, von der Kaiserin Agnes, gegründet (1050), und auf dem Georgenberge das Augustinerkloster St. Georgii, vom Kaiser Konrad II. gegründet, von Heinrich V. vollendet, besonders merkwürdig durch den etwas späteren achteckigen Vorbau, der dem Dome zu Aachen nachgemessen war. Leider sind diese beiden Kunstwerke, die auch als geschichtliche Denkmäler Goslars Ehre und Krone waren, zerstört, und zwar in Schutt und Asche verwandelt von der blinden Menschenwuth, in dem traurigen Schicksalsjahre 1527, als die Belagerung der Stadt durch den Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel die Bürger zu verzweifelter Nothwehr trieb. Die neuerdings blossgedeckten Grundmauern lassen noch den Bauplan dieser architektonisch bemerkenswerthen Kaiserstifter annähernd erkennen. Würdig des Vergleiches mit ihnen, erhob sich in der alten Villa Romana im

Rosenthal das Kloster Neuwerk mit der in ihrer Ursprünglichkeit noch ziemlich rein erhaltenen Kirche St. Mariae in Horto, ein frommes Vermächtniss des kaiserlichen Vogtes Volemar de Wildenstein (1186), ein Benedictiner-Nonnenkloster, das nach der Reformation 1571 in ein Stift für Goslarische Bürgerstöchter umgewandelt ist. Als Werk romanischer Baukunst und der Uebergangszeit ein Juwel, ist es daneben auch durch den Schmuck der Wandmalerei, in der die Mystik des Marienkults ihren Triumph feiert, von Bedeutung für die Kunstgeschichte. — Die übrigen Klöster in der Stadt sind nicht zu gleicher Blüthe gelangt. Frühzeitig schon versank das im Vitthore gelegene, von der Abtei Corvey abhängige Kloster St. Viti, wie es scheint, aus Mangel an Mitteln, ebenso die vor dem Thore ebendort gelegene Kommende der Johanniter im Freudenplan, die Kapelle zum Heiligen Grabe. Unter glücklichen Auspicien erstand (1229) das Kloster der büssenden Schwestern im Frankenberge St. Mariae Magdalena, eine Stiftung des Bischofs Konrad von Hildesheim, der 1246 die Frankenberger Pfarrkirche einverleibt wurde; es verblasste aber bald, als es seinem Zwecke untreu geworden, von der Gemeinschaft mit der Gemeinde sich loslöste. Nennen wir nun noch das Brüderkloster der Minoriten, die Egidienkapelle, von der noch Reste vorhanden sind, und die älteste der Kapellen, St. Caeciliae, so ist damit genug gethan zum Beweise, wie reich Goslar an geistlichen Stiftungen gewesen ist. Zumeist im Lichte der kaiserlichen Nähe und Gunst entstanden, versanken sie in das Dunkel, als die Pfalz aufhörte, Kaiserhof zu sein.

Wenden wir uns nun der Stadt selbst und ihrer Bürgerschaft zu, so ist zunächst auffallend, dass gegenüber der Menge der Baudenkmäler, die mittelbar oder unmittelbar mit der Pfalz zusammenhängen, vor 1100 keiner einzigen bürgerlichen Stiftung, nicht einmal einer Pfarrkirche Erwähnung geschieht. Bei dem Dunkel, das über der ältesten Zeit Goslars liegt, soweit es als Stadt in Betracht kommt, ist es schwer, eine Antwort zu finden. Es ist unglaublich, dass alle Urkunden der Stadt bei ihrer Plünderung 1206 sollen verloren gegangen sein. Das Richtigere möchte sein, dass es nie eine Kaiserstadt Goslar neben der Pfalz gegeben hat, so lange der Ort nur ein kaiserliches Bollwerk der Salier war; von dem Willen der Vögte niedergehalten, blieb die in der grossen Masse aus unfreien Leuten bestehende, widerspenstige niedersächsische Bevölkerung ohne politische Selbstständigkeit. Erst als nach dem Ende der Salier die Vogtei mehr und mehr aufhörte, ihren Druck auszuüben und jede Regung bürgerlicher Freiheit in militärischem Interesse zu ersticken, konnte, abgesondert von der Pfalz, bürgerliches Leben sich entfalten. Mit dieser Auffassung stimmt überein, dass auch erst seit 1131 Goslar in den Urkunden als Civitas erscheint. Bestand darin auch die Vogtei noch fort, so drängte doch seitdem die Gemeinde deren Einfluss auf den Marktverkehr und die eigentliche Stadtregierung immer weiter zurück und beschränkte sie neben der alleinigen Kurialverwaltung der Bergeinkünfte auf den militärischen Schutz und die oberste Entscheidung in Kriminalsachen. Wenn daher die Chronik überliefert, der Kaiser Lothar habe der Stadt zuerst Konsuln gegeben und ein Rathhaus gebaut, so ist das gewiss fein und richtig gedacht. Die letzte Wendung trat 1206 ein, als es der welfischen

Heeresmacht gelang, die treu am Kaiser hängende (?) Stadt zu überrumpeln und den langen Widerstand in einer achttägigen Plünderung entgelten zu lassen. Damit war Goslars Kaiserzeit vorbei; denn wenn der Kaiser Friedrich II. der Stadt: „quam non immerito speciali prae ceteris dilectione amplectimur ob inviolatam civium fidem“ auch noch seinen Dank in dem Gnadenerlass von 1219 bekundete, so beseitigte doch die Bürgerschaft bald den letzten Schein der alten Vogteigewalt, und die Reichsversammlungen und die Besuche der Kaiser auf der Pfalz hörten auf. Zum letzten Male weilte nach langer Unterbrechung 1253 noch einmal ein Kaiser auf der Pfalz und liess sich angelegen sein, alle Rechte der Stadt und der Stifter zu bestätigen. 1290 erkannte der Kaiser Rudolph die neue Verfassung der Stadt an, und 1340 begabte der Kaiser Karl IV. sie mit dem Schildrecht.

Ist nun diese Auffassung richtig, dass Goslar erst im XII. Jahrhundert zu einem städtischen Gemeinwesen sich entwickelte, so erklärt sich daraus auch, dass kein städtisches Baudenkmal über das XII. Jahrhundert zurückreicht. Die Marktkirche, nach ungewisser Ueberlieferung aus einer Kapelle St. Nicolai entstanden, ist in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts erbaut und wird urkundlich zuerst 1151 erwähnt. Gleichaltrig mit ihr ist die Jacobikirche, etwas jünger die (durch Feuersbrunst 1728) zerstörte Stephanikirche. Am frühesten geschieht der Frankenbergerischen Kirche Erwähnung in einer Urkunde von 1106; auch sie soll an die Stelle einer Kapelle (St. Augustini) getreten sein. Gleichzeitig mit den Pfarrkirchen entstanden, als Zeugen des erwachten bürgerlichen Selbstbewusstseins, das Rathaus (1137?) mit dem neuen Markte, etwas später das Spital St. Johannis (1254) und dem ähnlichen kleinere Stiftungen. Auch die Uebertragung des alten Vogteihauses an der Kaiserbleek an die Sechsmannen mag noch in diesem Abschnitte (1290?) geschehen sein. Von allen Ritterhäusern hat dieses sog. „Sechsmannshaus“ sich am längsten erhalten; noch im XVIII. Jahrhundert wurde ein altes Haus dieses Namens als Lehen verliehen.

Aber nicht allein die Bauwerke oder einzelne Ueberbleibsel derselben geben uns heute noch Zeugniß von der Kunst dieser Zeit, sondern auch manches Stück der inneren Einrichtung und Ausstattung ist erhalten geblieben, wie Wandmalerei, Altäre, Kanzeln, Crucifixe und Grabsteine. Hier sind besonders zu nennen die Domkapelle, die Frankenbergerkirche, die Neuwerkskirche, das Grosse Heilige Kreuz, das St. Annenhaus. Ein kostlicher Schatz ist das aus der alten Stephanikirche gerettete Altargeräth.

Der zweite Abschnitt der Goslarischen Geschichte, den wir im Eingange im Hinblick auf den Kunststil den gothischen nannten, hat erst am letzten Ausgange grössere Bauwerke aufzuweisen, wenn auch in den Umänderungen der Kirchen und Klöster es an bedeutenderen Proben aus der Höhezeit der Gotik nicht mangelt. Kaum nämlich war die Stadt als Handelsplatz, der nicht allein um der Bergprodukte, sondern auch um der Erzeugnisse eigenen Kunstgewerbes willen mit allen grossen Marktplätzen in regem Verkehre stand, im XIV. Jahrhunderte emporgeblüht, als 1346 der Bergbau in Folge unüberwindlichen Wassersturzes stockte und den Bürgerstand nahrungslos machte. Dazu kamen Fehden ohne Ende; denn die Ritter, noch voll Groll auf die Gilden, die

in demokratischem Hochmuth ihnen alle Vorrechte im Stadtrathe abgeschnitten und das Verbleiben in der Stadt verleidet hatten, forderten Auszahlung der Vogteigelder, obwohl der Berg kaum mehr Erträge lieferte. So sank die nothbedrängte Stadt rasch von ihrer Höhe hernieder, und daraus erklärt sich, dass aus dem XIV. Jahrhunderte kein selbständiges Baudenkmal vorhanden ist. Aber aus dem Unglück erwuchs ungehofftes Glück, indem der Rath, von der Noth getrieben, die meisten, damals werthlos erscheinenden Bergantheile neben der Bergvogtei selbst theils als Lehen, theils als Eigenthum an die Stadt brachte und auch vom kaiserlichen Fiskus Verzicht auf die alten Bergabgaben erlangte. So kam es, dass, als im XV. Jahrhundert die Technik nach und nach das Wasser im Berge bewältigte, der Stadt aus dem neu aufgenommenen Bergbetriebe immer grössere Ueberschüsse zuflossen, die zu Gunsten der Gemeinde verwandt werden konnten. In Folge dessen entwickelte sich in dem Zeitraume von 1440—1520 eine rege Bauthätigkeit, deren deutlichste Spuren überall bemerkbar sind. Grossartige neue Befestigungswerke schützten gegen die neuen Geschütze; wie das Breite Thor, das noch das Bild dieser durch starke Zwingen und Basteien geschützten Anlage darbietet, so waren auch die anderen Thore ähnlich bewehrt. Obwohl Goslar 1798 alle Festungswerke schleifte, ist doch zum Glücke in Wällen und Gräben, in Zwingern und Mauerthürmen genug übrig geblieben, um eine deutliche Vorstellung von dieser einstigen Befestigungsanlage zu gewinnen. Derselben Zeit gehörte der Neubau des Rathhauses an, dessen Bauplan, obwohl durch viele Erweiterungen und Aenderungen fast völlig verwischt, im Wesentlichen den mit anderen Rathhäusern Niedersachsens übereinstimmenden, jener Zeit eigenen Charakter nicht verleugnet. Es trifft auch für Goslar die Erfahrung zu, dass an der Grösse des Rathhauses die Bedeutung der Stadt nicht gemessen werden darf; denn für moderne Begriffe wäre der ursprüngliche kleine Bau, mit der Front nach dem Markte, gar zu bescheiden und auch künstlerisch gar zu einfach. Die neueste Zeit hat durch neue Fenster die obere Vorderseite wieder hergestellt, auch durch Abputz der Wände und durch Bemalung des Holzwerkes das Gebäude ansehnlicher gemacht. Gegenwärtig wird auch die zweite Arkadenreihe wieder blos gelegt und hoffentlich auch bald der schöne Rathskeller mit seinem mächtigen Kreuzgewölbe geöffnet. Aber der Gesammtbau ist so verunstaltet, dass an einer architektonisch wirkungsvollen Wiederherstellung verzweifelt werden muss. Da hingegen hat das Innere einen Schmuck, der es vor vielen auszeichnet, nämlich in der herrlichen Malerei des Huldigungszimmers, die man längere Zeit für ein Werk des Nürnberger Malers Michael Wohlgemut gehalten hat. Der Name des Meisters, der sich hier ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, ist bis heute unbekannt. Um das Rathaus herum lagen in schönem Kranze die Häuser der sieben Gilde, alle in derselben Zeit wie jenes gebaut. Erhalten ist von ihnen nur die „Wort“, das 1494 vollendete Amtshaus der Wandschneider und Kaufleute. Obwohl auch daran in späterer Zeit viel gebaut und geändert ist, trägt es doch noch das deutliche Gepräge seines Ursprungs, dessen Eindruck durch die Kaiserbilder, mit denen das XVII. Jahrhundert die Nischen überfüllt hat, leider gestört wird. Bemerkenswerth ist die Steinmetzkunst an diesem Gebäude, die zum Theile in

heiterer Laune, so in dem „Dukatenmännchen“, von dem Reichthum der damaligen Kaufherren zeugt. Das andere noch erhaltene Gildehaus der Bäcker, der „Brod-scharren“, ist 1557 umgebaut. Die übrigen fünf sind den furchtbaren Bränden, die im XVIII. Jahrhundert, besonders 1780, die Stadt heimsuchten, zum Opfer gefallen, bis auf das Kramerhaus, das im XIX. Jahrhundert (1862) in Feuer aufging. Eben denselben Feuersbrünsten ist es zuzuschreiben, dass Goslar, einst reich an vornehmen Patrizierhäusern aus der spätgotischen Zeit, jetzt so viel ärmer ist als die umliegenden Schwesternstädte; es wird ausdrücklich bezeugt, dass bei dem verheerenden Brände von 1728, der die ganze Unterstadt mit der Stephanikirche und dem Breiten Thore in Asche legte, 60 Brauhäuser, alle mit reicher Kunst ausgeschmückt, vernichtet wurden.

Sonderbar berühren den Unkundigen die vielen Häuser, die offenbar einer neueren Zeit angehörend, doch mit gothischen, ja mit romanischen Fenstern geziert sind. Erklärt muss dies dadurch werden, dass die Bürger aus dem Bauschutt der 1527 zerstörten Klöster und Kapellen solche Bogenfenster, die noch gut erhalten waren, heraussuchten und zum Bau der Häuser verwandten. Dies macht es aber auch manchmal schwierig, bei anderem Vorkommen solcher romanischen oder gothischen Baureste zu entscheiden, ob sie ursprünglich vorhanden gewesen sind; der Fall findet sich z. B. im St. Annenhaus, einem 1494 erbauten Spital, wo die Basen zweier romanischen Säulen verführen möchten, einen älteren Bau vorauszusetzen. Auch ist in demselben Gebäude noch ein altes romanisches Fenster eingemauert.

Gegenüber der Menge weltlicher Grossbauten wäre es gewiss sehr auffallend, wenn diese Zeit, die überall sonst in guten Werken der Kirche zu dienen hervorragend bestrebt war, sich in dem reichen Goslar nicht ebenso betätiggt hätte. Zwar neue Kirchen und Klöster sind nicht gebaut worden, weil deren in Ueberfluss vorhanden waren; auch die beiden, damals gegründeten Spitäler St. Annen und das Kleine Heilige Kreuz sind nur ärmliche Bauten. Aber der kirchliche Sinn tritt doch deutlich hervor in dem Umbau fast aller Kirchen und Klöster. Am durchgreifendsten wurde von der Baulust die Kirche St. Jacobi betroffen, die aus einer romanischen Basilika in eine gotische Hallenkirche umgeändert wurde. Ein ähnlicher Plan scheint bei der Marktkirche vorgelegen zu haben, der Bau blieb aber, nachdem die Kirche durch die Veränderung des Chores und den Anbau der gotischen Seitenschiffe erweitert war, wegen der hereinbrechenden Stürme der Reformation in den Anfängen stecken. Auch die Frankenberger Kirche entging ihrem Schicksale nicht, indem darin ausser dem Chor auch ein grosser Theil des Querschiffes in gotischem Stile erneuert wurde. Am Wenigsten litt die Neuwerkskirche, deren Mittel zu grösseren Bauveränderungen nicht ausreichten. Zu bedauern ist aber lebhaftest, dass von den Wandgemälden, mit denen jene Zeit die Kirchen und Klöster schmückte, fast nichts von dem Vandalismus der nachfolgenden Zeit verschont geblieben ist. Die Wände sind so dick überkalkt, dass alle Versuche der älteren und neueren Zeit, diese — nach den Wandmalereien im Rathause bemessen — gewiss nicht unbedeutenden Kunstleistungen an's Licht zu bringen scheiterten. Nur in der Frankenberger Kirche sind noch

in grossem Umrisse einige Figuren nachgezeichnet. Wäre das Geschick Goslar nur etwas gnädig gewesen, so wäre im Deutschen Lande kaum eine Stadt, die an Werken jeglichen Alters und jeglicher Kunst sich ebenbürtig daneben stellen dürfte! Bietet sie doch auch in den Resten neben Lehrreichem so viel Schönes und Wunderbares dar, dass sie dem Kunstliebhaber eine Freudenstadt ist! In dem Inneren der Kirchen und Kapellen finden sich noch mancherlei Kunstschatze aus der gothischen Zeit, so Altarbilder, Glasmalereien, Grabsteine, Leuchter, Kelche, die Kanzel in der Klaustorkapelle und mehrere schöne Crucifixe, bei denen der Gekreuzigte manchmal mit natürlichem Haupthaar und Dornenkrone dargestellt ist.

Der dritte Abschnitt Goslarischer Geschichte oder die Renaissancezeit hat im Vergleiche mit den Nachbarstädten nur wenig Reiz mehr. An die Stelle der monumentalen Bauten treten Häuser im Fachbau, deren Zierde die Holzschnitzerei ist. Auch Goslar hat darin manches Eigenthümliche, wie das trefflich neuestens von Dr. Steinacker in seinem Werke über „Goslars Holzbaukunst“ nachgewiesen ist; aber zu einer freien Entfaltung haben die äusseren Umstände der Stadt diese Kunst doch kaum gelangen lassen. Denn schon 1527 trat die Wendung des kurzen Glückes, dessen sich die Bürgerschaft hatte erfreuen dürfen, mit jähem Falle ein; und wieder war es die Begierde eines welfischen Fürsten nach dem Besitze des Bergwerkes, die der Stadt zum Verderben gereichte. Harte Bedrückung entvölkerte bald das verarmte Goslar, das endlich 1552 alles Gebiet mit dem Bergwerk an Braunschweig abtreten musste und darnach nur noch eine elende, von der Gnade der Braunschweigischen Herzöge abhängige Landstadt blieb, gleichsam eine Bettlerin in dem zerrissenen und zerschlissenen Prunkgewande einer kaiserlichen und freien Reichsstadt. Armuth und Sorge schauten aus allen Häusern heraus. Zwar entstanden im Anfange dieser Periode, als die Stadt noch reich war, einige Bauten, die von Kunstsinn zeugten; in dem Uebergange von der Gotik zur Renaissance zeigt sich das Mönchehaus und noch etwas derber und mehr mittelalterlich das Haus Marktstrasse 2. Mit gewaltigem Sprunge vorwärts stellt sich das Brusttuch in die Renaissance und in dessen Nachahmung das Bäckergildehaus. Aber damit ist es auch vorbei; es ist, als ob die Reformation 1528 die Poesie der Kunst gebannt hätte; an die Stelle der Ornamente treten Bibelsprüche und Lehren der Weisheit. Aber auch diese werden bald selten, und die letzte Schnitzarbeit verschwindet, weil die Kosten gespart werden müssen; Armuth war allein noch das Zeichen, unter dem gebaut wurde. Zum letzten Male übte sich die verfallende Kunst in hervorragender Weise an dem Bau des Siemens'schen Stammhauses. Die Schreckensnoth des 30jährigen Krieges verwandelte die Armuth in Elend, die Häuser in Hütten und wüste Baustätten.

Ein prächtiges Bild von dem, was Goslar in jener Zeit noch von den monumentalen, kirchlichen und weltlichen Werken des Mittelalters und der Renaissance besass, giebt uns die Abbildung nach Merian (Fig. 1). Befestigung, Kirchen, Pfalz und Bürgerbauten sind, zu einem Ganzen vereinigt, umgeben von einer herrlichen Natur deutlich erkennbar. Und wenn auch Vieles im

Laufe der Zeit verloren gegangen ist, so haben wir doch noch manches Werk heute wohlbehalten vor uns. Dies gilt sowohl von den Bauwerken als auch von ihrem Inhalte: schöne Renaissance-Kanzeln, aus Holz geschnitzt, finden wir in der Marktkirche und in der Jacobikirche, ebenso zwei Taufbecken, Glas-malereien und Grabsteine des XVI. und XVII. Jahrhunderts stehen in der Domkapelle und an anderen Stellen. Die folgende Zeit des späten Barock und Rokoko ist durch gute Beispiele an Altären, Kanzeln, Grabmälern, Taufbecken, Crucifixen und Kelchen vertreten. Einen guten Ueberblick über Goslar gibt auch der Lageplan (Fig. 2), welcher nach dem ältesten, vollständig vorhandenen Stadtplane aus dem Jahre 1802 zusammengestellt ist.

Erst seit im Anfange dieses Jahrhunderts, nachdem Goslar zu seinem Glücke aufgehört hatte, freie Reichsstadt zu sein, blühte die Stadt wieder empor. In dem Anblicke des aus dem äussersten Verfalls glücklich geretteten und wiederhergestellten Kaiserhauses hat auch die Bürgerschaft Freude und Stolz an allem wiedergewonnen, was an die ruhmvolle Vorzeit erinnert; der Bürger wetteifert mit der Verwaltung, die Stadt mit neuen schönen Bauwerken zu schmücken, und manches ist darunter, das auch späten Geschlechtern noch von dem neuen Glücke der wiedererstandenen alten Pfalzstadt verkündigen wird.









